

Ueber die Aufgabe

der

Kunst und Wissenschaft.

Re d e

an die

**Studirenden der Ludwig-Maximilians-Universität
in München,**

gehalten

am 8. Januar 1853

von

Dr. Franz Streber,

z. Z. Rector.

München.

J. Georg Weiß, Universitätsbuchdrucker.

1853.

Hochansehnliche Versammlung!
Akademische Freunde und Mitbürger!

Vermöge eines mehrjährigen Herkommens liegt es dem jeweiligen Rector ob, nach vollendeter Immatriculation in Gegenwart der eigens hiezu geladenen Senatoren und Professoren und vor den versammelten Studierenden eine sogenannte Antrittsrede zu halten.

Es ist das ein löblicher Brauch, an welchem wir um so lieber festhalten wollen, als außer der Gelegenheit, die uns heute zusammenführt, nur noch einmal im Jahre, nämlich am Stiftungsfeste der Universität, Veranlassung gegeben ist, daß Senatoren und Professoren, Doctoren und Scholaren, daß Theologen und Juristen, Mediciner und „Artisten“, kurz alle, welche miteinander „eine hohe, gemaine Schule, ein Studium generale“ ausmachen, zu gleicher Stunde in der Aula sich einfinden und so als eine wohlgegliederte, von denselben Bestrebungen getragene und durch dieselben Interessen eng verbundene Körperschaft erscheinen.

Auch der Gegenstand ist näher bezeichnet, der bei dieser Gelegenheit besprochen werden soll. Schon die Statuten unserer Hochschule vom Jahre

1472 weisen den Rector an, den akademischen Satzungen ein erläuterndes Wort beizufügen und ihren Geist den Studirenden an's Herz zu legen. Und in der That, was könnte passender erscheinen, als wenigstens einmal alljährlich und gerade zu der Zeit, nachdem die Immatriculationen beendigt sind und dem Stamme frische Zweige sich angefügt haben, den Geist der Satzungen in's Gedächtniß zurückzurufen, von deren Beachtung oder Umgehung die Lebensfrische und Blüthe oder das Siechen und Welken unserer ehrwürdigen Anstalt einzig und allein bedingt ist.

Nichts desto weniger kam ich, offen gesprochen, in einige Verlegenheit, welches Thema aus diesem engeren Kreise des gegebenen Stoffes ich für heute auswählen und näher beleuchten sollte.

Die Satzungen selbst sind in Ihren Händen, es wäre daher überflüssig, dieselben erst zur Kenntnißnahme zu bringen; sie sind ferner so einfach und bestimmt, daß sie einer Erklärung nicht bedürfen; dieselben endlich zu beobachten, ist so leicht und haben Sie auch bei der Einzeichnung in das Matrikelbuch bereits so zuversichtlich angelobt, daß ich zu einer wiederholten Mahnung hiezu keine Veranlassung finde. Wovon sollte ich demnach sprechen?

In diesem Zweifel warf ich mir selbst die Frage auf: Was würdest du einem jungen Manne sagen, der die Hochschule beziehen will, um dort Geist und Gemüth zu veredeln und zu vervollkommen und der nun mit Vertrauen sich an dich wendete, daß du ihm ein väterlicher Freund und Führer sein möchtest? Sie alle, meine akademischen Freunde, hat dieselbe Absicht an unsere Hochschule geführt, Sie alle sind hieher gekommen, um einer höheren Ausbildung des Geistes und Gemüthes willen; warum sollte ich vor Ihnen Allen nicht in gleicher Weise sprechen, wie vor dem Einzelnen?

Darum glaubte ich, statt erst lange nach einem gewählten Thema zu suchen, sogleich von dem reden zu sollen, was als das Zunächstliegende erscheinen dürfte, nämlich von dem Ziele, das Jeder, der mit aufrichtigem Sinne eine wahrhaft höhere Bildung anstrebt, stets vor Augen haben soll, oder: von der letzten Aufgabe der Kunst und Wissenschaft.

Erwarten Sie übrigens nicht etwas Neues, denn wie sollte ich im Stande sein, über einen Gegenstand, dem zu allen Zeiten und an allen Orten die Edelsten und Vortrefflichsten ihre besten Kräfte mit jugendlicher Begeisterung und männlicher Ausdauer zugewendet, etwas zu sagen, was nicht Andere vor mir schon längst und viel besser erkannt und auch ausgesprochen haben.

Ich werde daher nur Einfaches vorbringen, einfach im Inhalte, einfach in der Form und selbst dieses, da die zugemessene Kürze der Zeit eine vollständige Begründung nicht gestattet, in möglichster Gedrängtheit.

Was ist die Aufgabe der Kunst und Wissenschaft?

Man hat, was vorerst die Kunst anbelangt, gesagt: „der Geschmack habe die Bestimmung zu genießen, darum sei er begierig nach Allem, was ihm angenehme Empfindungen verschaffen kann. Der Endzweck der Kunst sei demnach zu gefallen, zu bewegen, zu rühren, mit Einem Worte das Vergnügen“.

Es läßt sich nun allerdings nicht in Abrede stellen, daß etwas Wahres an dieser Behauptung sei, wie schon daraus hervorgeht, daß das Gegenteil des Schönen, die unaufgelöste Disharmonie der Töne oder Farben, der nicht ausgeglichene Widerspruch der Gefühle und Affekte, die Verzerrung der organischen Formen und Gestalten in uns eine unangenehme Empfindung erregt, Unbehagen und Mißvergnügen verursacht. Ferner, wer hätte

nicht selbst schon, wenn auch in verschiedenen Abstufungen, das Vergnügen empfunden, welches ein germanischer Dom mit seiner Säulenpracht und dem mystischen Halbdunkel seiner farbigen Fenster, oder die Engelgestalten des Fiesole in ihrer himmlischen Einfachheit und Lieblichkeit, oder die Klage-töne in dem Wechselgesange: *Popule meus, quid feci tibi*, oder endlich die ungebrochene Charakterfestigkeit eines Helden in der Tragödie unwiderstehlich hervorrufen? Allein, wenn wir auch zugeben, daß das Schöne angenehme Empfindungen erzeuge und gefalle und rühre und Vergnügen bereite, so ist hiemit noch nichts anderes gesagt, als daß dieß die Wirkungen des Schönen seien, keineswegs aber, daß die Aufgabe und der Zweck der Kunst darin bestehe, diese Wirkungen hervorzubringen. Die Alpenblume ist schön, wenn auch niemals ein menschliches Auge sie wahrnimmt und der Gesang der Nachtigall ist schön, wenn auch kein menschliches Ohr diesem Gesange lauscht und wenn „der Nibelunge Not“ oder das sogenannte Kölner Dombild lange Zeit hindurch, weil ungekannt und vom Staube bedeckt, Niemanden Vergnügen machen konnten, so hatten sie doch deßhalb nicht aufgehört schön zu sein.

Das Vergnügen mag demnach zu den Wirkungen der Kunst gerechnet werden, es ist aber nicht der Zweck derselben. Darum setzen Andere die Aufgabe der Kunst in die Nützlichkeit; namentlich solle sie — so wurde behauptet — die Wildheit der Begierden mildern, die Leidenschaften bezähmen. Wenn sich die Kunst, meinte man, auch nur darauf beschränke, die Leidenschaften darzustellen, so fange der Mensch an, die Triebe und Neigungen, die ihn bisher in Besitz genommen, kennen zu lernen, sie als etwas Objectives zu betrachten und dadurch in Freiheit gegen sie zu kommen. Die Aufgabe der Kunst sei demnach, die Leidenschaften zu reinigen, moralisch zu vervollkommen, überhaupt zu lehren. Das habe bereits Aristoteles erkannt, wenn er in seiner Poetik von der *καθαροῦς παθημάτων* redet; hierin suche auch Horaz die Aufgabe

der Kunst; vollends aber löse sie nach des letzteren Ansicht derjenige, der mit dem Zwecke der Reinigung von den Leidenschaften, der moralischen Verbollkommnung, der Belehrung, kurz mit dem Nutzen zugleich die schon vorhin erwähnte Aufgabe des Vergnügens zu verbinden wisse.

Aut prodesse volunt aut delectare poetae,

Aut simul et jucunda et idonea dicere vitae.

Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci

Lectorem delectando pariterque monendo.

Die Kunst sei demnach eine Lehrerin, die um so leichter Eingang findet, als sie zugleich Vergnügen bereitet.

Es ist nun auch hierin wieder etwas Wahres. Gewiß hat Plato Recht, wenn er im Phädrus behauptet, die Begeisterung, die von den Mufen herrührt, bilde (*παιδεύει*) die Nachkommen durch Verherrlichung der Thaten der Vorfahren. Die Kunst ist in der That die erste Bildnerin und Lehrerin der Völker gewesen. Sie lehrt auch jetzt noch, aber nur — um mit Jean Paul zu reden — wie die Blume, die durch ihr blühendes Schließen und Öffnen und selber durch ihr Düften das Wetter und die Zeiten des Tages wahr sagt. Sie lehrt nur indirekt. Wird das Lehren als das Wesentliche und das Nutzen bringen als Zweck behandelt, dann ist die Kunst als solche das Unwesentliche, und sie selbst dient nur „als Mittel zum Zwecke“ und die Kunst wäre sodann unter den mehreren Mitteln, die gebraucht werden können, um den Zweck der Belehrung zu erreichen, nur das Eine und vielleicht nicht gerade das am meisten fruchtbringende.

Audere, wohl erkennend, daß die Kunst nicht um des Vergnügens oder Nutzens willen da sei und überhaupt nicht die Bestimmung habe, anderen Zwecken zu dienen, behaupten: sie frage gar nicht nach einem Zwecke, die Kunst sei vielmehr eine freie Uebung des menschlichen Geistes, sie sei daher um ihrer selbst willen da, sei sich selbst Zweck.

Auch an dieser Behauptung ist etwas Wahres, insoferne wir unbedingt zugeben können, daß die Kunst eine freie Thätigkeit des menschlichen Geistes sei und als solche gar nicht nach einem Zwecke frage, allein wenn die Kunst nicht um anderer Zwecke willen da ist, so folgt noch nicht, daß sie um ihrer selbst willen da sei, und wenn die Kunst nach keinem Zwecke fragt, so kann darum noch nicht behauptet werden, daß sie sich selbst Zweck sei, denn „welcher Engel sollte sie, die nur um ihrer selbst willen da war, auferwecken am Tage der Auferstehung?“

Gewiß soll die Kunst keine unfreie sein, allein sie leidet an ihrer Freiheit nicht den mindesten Eintrag, wenn sie, statt sich selber anzubeten, an einer Aufgabe sich theilnimmt, wodurch sie selbst nur erhöht und verklärt werden kann.

Darum stehen der Wahrheit offenbar diejenigen näher, welche, den eben angedeuteten höheren Standpunkt in's Auge fassend, das Schöne, je nach ihrer verschiedenen Ausdrucksweise, definiren als: die unmittelbare Offenbarung eines Himmlischen am Irdischen, oder als die vollkommene Harmonie des Unendlichen und Endlichen, oder als das Erscheinen des Innern in angemessenem Ausdrucke, oder als die Offenbarung des Wahren in der Form u. s. w.

Aber auch diese Definition, so viel Richtiges sie enthält, kann darum nicht für genügend gehalten werden, weil sie nicht scharf genug begränzt ist. Eine moralische Handlung z. B. ist sie nicht gleichfalls die Offenbarung eines Himmlischen am Irdischen, das Erscheinen des Innern im angemessenen Ausdrucke? Wenn aber dieß der Fall ist, worin bestünde sodann der Unterschied zwischen einer moralischen Handlung und einem Kunstwerke? Und wenn der Philosoph irgend eine Idee in logischer Consequenz und mit den Gründen der Ueberzeugung vor Augen legt, handelt es sich da nicht gleichfalls um die harmonische Einheit von Bild und Idee, um

die vollkommene Harmonie des Unendlichen und Endlichen, um die Offenbarung des Wahren in der Form? und dennoch ist ein Unterschied zwischen dem Philosophen und dem Dichter, zwischen Wissenschaft und Kunst!

Wir müssen demnach die Aufgabe der Kunst als einer freien Uebung der menschlichen Geisteskraft in ihrem Unterschiede von anderen freien Thätigkeiten des menschlichen Geistes bestimmter fassen und schärfer begränzen und hierbei werden wir am sichersten und leichtesten zum Ziele kommen, wenn wir auf einen Augenblick in die geheime Werkstätte des Künstlers selbst eintreten und ihm die Frage vorlegen: Was ist es denn, das dich treibt und drängt, Schönes zu dichten und zu bilden?

Wie noch jetzt die vergangenen Zeiten in Vergleich zur Gegenwart als die besseren und glücklicheren geschildert werden; wie noch jetzt die Dichter ihre Helden, um deren Erlebnissen oder Thaten mehr Reiz und Interesse zu geben, am liebsten in ferne Zeiten oder in ferne Länder versetzen: so finden wir allenthalben, auch schon im grauesten Alterthume, auf eine noch frühere, herrlichere und glücklichere Periode hingewiesen,

Denn es lebten zuvor die Stämme der Menschen auf Erden
Fern von jeglichem Uebel und fern von Mühen und Arbeit,
Auch von schrecklicher Krankheit fern, die den Männern den Tod gibt.

Das ist jene erste Zeit der Vollkommenheit, welche in der Erinnerung aller Völker lebt, jene Zeit voll Seligkeit und Schönheit, welche sie das goldene Zeitalter nennen.

Dieser ursprüngliche Zustand ist aber ein anderer geworden und zwar durch die Schuld des Menschen.

Audax omnia perpeti

Gens humana ruit per vetitum nefas.

Durch diese Schuld des Menschen wurde das Verhältniß aller Creatur zu dem Schöpfer und unter sich alterirt, namentlich ging mit dem moralisch Häßlichen auch das ästhetisch Häßliche auf.

Die Schönheit wurde entweder ganz ausgelöscht oder doch in ihrem Glanze getrübt. Dieß gilt von der Natur, vornehmlich aber von dem Menschen. „Die Natur bietet uns nicht mehr die reine Handschrift Gottes dar, sie ist in manchen Dingen ein Palimpsest, ein codex rescriptus; eine Fein- deshand ist darüber gerathen und hat manchen theuern Schriftzug ausgelöscht oder undeutlich gemacht, manches Wort hineingetragen oder darüber geschrieben, das ursprünglich nicht in ihr stand, nicht in sie hineingehörte.“

Daher die Disharmonie in den Formen, Farben und Tönen, die der Auflösung bedarf, daher, wie der Apostel sagt, das Seufzen der ganzen Natur nach Erlösung. Vornehmlich aber gilt dieß vom Menschen; billiger Mäßen, denn, wer durch den Mißbrauch der Freiheit der Urheber des Häßlichen geworden, mußte auch am ersten die Strafe hiefür tragen und wo die Schönheit am meisten geglänzt hatte, mußte auch die Häßlichkeit am meisten hervortreten. Das ganze Leben des Menschen, so äußerte sich bereits Democrit, ist nur ein Siechthum, *ὄλος ἀνθρώπος ἐκ γενετῆς νοσῶς ἐστίν*, und nach Homer ist der Mensch das bejammernswertheste unter allen lebenden Geschöpfen; weshalb auch der Tod als die größte Wohlthat betrachtet wurde, welche die Götter ihren Lieblingen erweisen können, *ὄν οἱ θεοὶ φιλοῦσιν, ἀποθνήσκει νεός*.

„Der Mensch nun, betrübt über den Anblick dieser Unvollkommenheiten, der Natur sowohl als seiner selbst, nimmt Zuflucht zu seiner Einbildungskraft und sucht sich eine bessere Welt zu schaffen, die ihn entschädigen soll und trösten über die Mängel der Wirklichkeit. Das Leben ist ihm ein profaisches geworden, er verlangt aber ein poetisches. Deshalb strengt er sich an, wenigstens ein Bild wieder zu gewinnen von einem vollkommeneren,

schöneren, glücklicheren Leben“ und hiezu drängt es ihn unaufhaltsam und mit unwiderstehlicher Gewalt. Hier gilt, was Tasso bei Göthe sagt:

Ihr haltet diesen Drang vergebens auf,
 Der Tag und Nacht in meinem Busen wechselt.
 Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
 So ist das Leben mir kein Leben mehr.
 Verbiete Du dem Seidenwurm zu spinnen,
 Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt,
 Das köstliche Geweb' entwickelt er
 Aus seinem Innersten und läßt nicht ab,
 Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.

Aber wo findet er dieses Bild, wo ist jenes Ideal, das er aus seinem Innersten entwickeln will? welches ist die Kraft, vermöge welcher er dasselbe wenigstens annäherungsweise wirklich zu entwickeln die Möglichkeit hat?

Schon die Betrübniß über die dermalige Unvollkommenheit ist ihm ein lebendiges Zeugniß dafür, daß dieser Zustand dereinst ein anderer und besserer gewesen; in gleicher Weise ist sein unaufhaltsamer Drang, aus dieser Unvollkommenheit wieder herauszukommen, ein Beweis, wie sehr die Hoffnung auf Befreiung hievon in ihm eine lebendige sei.

Was also den Künstler drängt und treibt, Schönes zu dichten und zu gestalten, ist einerseits die wenn auch dunkle Erinnerung an die verlorne, andererseits die Hoffnung auf die wieder zu gewinnende ursprüngliche Schönheit.

Diese ursprüngliche Schönheit selbst ist demnach das Bild (*εἶδος*), diese ist das Ideal, welches ihm vorschwebt und von dessen Anblick begeistert er ein Abbild, ein Ebenbild (*ὁμοίωμα*) wieder zu geben sich gedrungen fühlt.

Darin besteht also die letzte Aufgabe der Kunst, „traditionell und prophetisch“ zugleich, mit der Erinnerung an die ursprüngliche einen Vorgeschmack von der künftigen Schönheit und Herrlichkeit zu geben.

Die Kraft aber, vermöge welcher der Künstler jenes Bild im entsprechenden Abbilde wieder zu geben vermag; die Kraft, vermöge welcher der Dichter, Gott gleichsam nachbildend und so in gewissem Sinne ein zweiter Schöpfer, zuerst eine imaginäre Zeit und einen imaginären Raum schafft und diese sodann mit Individuen belebt, die er redend und handelnd einführt und also mit Namen nennt; die Kraft, vermöge welcher der Bildner sein Ideal mit dem Scheine der Realität umkleidet und so, Himmlisches und Irdisches, Ideales und Reales combinirend, ein Neues produziert; kurz die bildende, schöpferische Kraft des Kunstschönen ist, wie schon der Name aus sagt, die Einbildungskraft oder Phantasie.

Wenn wir die Kunst in dem angegebenen Sinne für „traditionell und prophetisch“ halten, wenn die Aufgabe der Kunst darin besteht, Himmlisches und Irdisches vermittle der Phantasie combinirend, jetzt schon einen Vorgeschmack von einem künftigen, verklärteren Zustande ahnen zu lassen: dann, aber auch nur dann begreift sich, inwieferne an allen bisher erwähnten Erklärungen, so sehr sie von einander abweichen und so ungenügend jede für sich erscheint, dennoch etwas Wahres sei.

Jetzt nämlich ist begreiflich, warum nicht blos der Bildner oder Dichter, welcher ein Kunstwerk producirt, sondern auch derjenige, dem das Vermögen, selbst etwas Neues zu schaffen, nicht zur Seite steht, dennoch von dem Kunstschönen bewegt und gerührt werden, warum das Schöne überhaupt Gefallen und Vergnügen erregen könne. Der Grund ist kein anderer, als weil die Erinnerung an einen früheren, glücklicheren Zustand und die Hoffnung auf die Wiederherstellung der ursprünglichen Schönheit

und Harmonie und zugleich die Sehnsucht, von diesem verlorenen und wieder zu gewinnenden Zustande jetzt schon ein Bild zu erhalten, nicht bloß in das Gemüth einzelner Auserwählter tief eingesenkt, sondern, wenn gleich in verschiedenen Graden der Abstufung, ein Erbtheil und Gemeingut wie aller Völker, so aller Individuen ist; weshalb auch kaum ein Volk ohne alle Kunst und kaum ein Individuum ohne allen Sinn für das Kunstschöne gefunden wird.

Nunmehr ist begreiflich, warum und zwar nicht mit Unrecht behauptet werden konnte, daß die Kunst Nutzen bringe und namentlich belehrend und moralisch vervollkommnend wirke; denn was vermöchte mehr von den Leidenschaften zu reinigen, die Wildheit der Begierden zu zähmen und zum Edelsten anzuspornen und zu begeistern, als der Hinblick auf die ursprüngliche Schönheit und die lebendige Darstellung des wieder herzustellen harmonischen Verhältnisses aller Creatur zum Schöpfer und unter sich? Weshalb auch jede wahre Kunst ihren Rückschlag auf die Gesittung eines Volkes ausüben wird.

Nunmehr ist begreiflich, warum und in wieferne auch der Behauptung eine Wahrheit zum Grunde liege, als frage die Kunst gar nicht nach einem Zwecke; denn wo Verlust und Hoffnung, Erinnerung und Sehnsucht mit unwiderstehlicher Macht nach sich ziehen, wo die Phantasie, emporgehoben über die Prosa des alltäglichen Verkehrs, in dem Vorgeschnacke der künftigen Verklärung sich selig fühlt, vermag sie, erfüllt von dem Glanze und der Schönheit des ihr vorschwebenden Ideals, nur auszurufen: Herr! hier ist gut seyn, hier laß uns Hütten bauen!

Nunmehr werden wir uns auch bei andern Fragen, die häufig nach ganz entgegengesetzten Richtungen beantwortet wurden, ohne Schwierigkeit zurechtfinden, z. B. wenn mit Hinweisung auf den Ausdruck *μυρσις*, den Aristoteles gebraucht, nicht nur die Ansicht sich geltend machte, der Künst-

ler müsse die Natur nachahmen, sondern geradezu behauptet wurde, die Aufgabe der Kunst sei: „Die Natur so gut nachzuahmen, daß man das Kunstwerk für die Natur selbst ansehen müßte.“ Gewiß haben Diejenigen Recht, welche das Bestreben, die Natur, die doch ein Werk Gottes ist, übertreffen zu wollen, mit Unwillen als ein titanisches zurückweisen; aber nicht minder haben auch die Anderen die Aufgabe der Kunst richtig erkannt, welche behaupten, der Künstler müsse idealisiren, müsse seine Gestalten schöner darstellen, als sie sich in der Wirklichkeit vorzufinden pflegen; erstere haben nämlich außer Acht gelassen, daß die Natur und vor Allem der Mensch die ursprüngliche Schönheit, womit sie der Schöpfer ausgestattet hatte, nicht mehr besitzen und daß eben deshalb der Künstler sie wieder in Erinnerung bringen wolle, was er aber nicht durch Copiren, sondern nur durch Idealisiren erreichen kann.

Nunmehr wird uns klar, warum in dem homerischen Hymnus geradezu ausgesprochen ist:

Denn von der Musen Geschlecht und dem Fernhinterfasser Apollon
Sind die Sängere entsprossen;

und warum in ähnlicher Weise Pindar ausruft:

Ehrwürdige Muse, unsere Mutter, dich ruft mein Gebet;

nunmehr wird uns klar, warum Giesole nur knieend an seinen Heiligengbildern malte, und warum von Bezaleel, dem ersten Künstler, dessen Namen uns die Geschichte aufbewahrt hat, gesagt wird:

„Jehova hat mit Namen gerufen Bezaleel, den Sohn Uri, und hat ihn erfüllt mit dem Geiste Gottes, mit Einsicht, mit Verstand und mit Kenntniß und mit aller Geschicklichkeit, um zu ersinnen und zu arbeiten in Gold und Silber und in Erz und im Steinschneiden zum Einfassen und im Holzschnelden, um allerlei künstliche Arbeit zu verfertigen.“ Das Ideal näm-

lich, das dem Künstler vorschwebt, stammt aus einer höheren, himmlischen Region; es ist eine göttliche Begeisterung, von welcher entzündet, der Künstler sich freiwillig gezwungen fühlt, ein ποιητής im eigentlichen Sinne des Wortes, Schönes zu schaffen; es ist ein Hellssehen, von welchem erfüllt, er jetzt schon, ein Vates, wie ihn die Lateiner nannten, einen Vorgesmack von der künftigen Herrlichkeit genießt und gibt, oder, wie Virgil sich ausdrückt:

Est Deus in nobis, agitante calescimus illo.

Hiermit wird uns endlich auch klar, warum — wie der ganze Verlauf der Kunstgeschichte vor Augen legt — alle wahre Kunst in gewissem Sinne selber nichts anderes ist, als ein Gottesdienst, denn mit Recht sagt Göthe: „Die Menschen sind in Poesie und Kunst nur so lange productiv, als sie noch religiös sind.“

Was bisher von der Kunst gesagt worden, dasselbe gilt im Wesentlichen von der Wissenschaft. Es wäre daher überflüssig, im Einzelnen und ausführlich darzulegen, wie auch hier Vergnügen und Nutzen, wenn auch diese zunächst in die Augen springen, nicht die letzte Aufgabe, sondern nur die Folge der Wissenschaft seien.

Wenn ein Philosoph des Alterthums von der Wissenschaft sagt: „sie treibt die Jugend an, sie erquickt das Alter, sie erfreut im Glück und bietet Zuflucht und Trost im Unglück, sie ergötzt daheim und stört nicht auswärts, sie wachet mit uns und verweilet mit uns in der Stille des Landlebens“, so hat er zwar, wie wir oben gelegentlich ähnlicher Behauptungen über die Kunst bemerken mußten, von den Wirkungen, nicht aber von der Aufgabe der Wissenschaft gesprochen.

Niemand wird den folgenreichen Einfluß in Abrede stellen, welchen z. B. das in Verhältniß zu früheren Zeiten viel gründlichere und ausgie-

dehntere Studium der Naturwissenschaften mit all' seinen Verzweigungen auf Handel und Industrie, auf Produktion und Consumtion, kurz auf das, was man Wohlfahrt des Landes und seiner vermehrten Bevölkerung zu nennen pflegt, auszuüben im Stande sei und zum Theil wirklich ausübe. Aber so hoch wir die Naturwissenschaften um ihres praktischen Nutzens willen anschlagen müssen und obgleich wir ihre Berechtigung auf diese Anerkennung um so weniger gering achten dürfen, je mehr uns die tägliche Erfahrung überzeugt, daß der Mensch angewiesen sei, die Erde zu bebauen und im Schweiße des Angesichts sein Brod zu verdienen: so vermögen wir doch in dieser praktischen Richtung nicht die letzte Aufgabe der Wissenschaft, auch nicht der Naturwissenschaft zu erkennen. Wir fragen vielmehr auch hier wieder: Was ist es denn, was überhaupt den Menschen drängt und treibt, die cosmischen und vegetabilischen und animalischen Elemente und Potenzen der Natur kennen zu lernen und zu prüfen, auch in dem Falle, wo er keine Hoffnung hat, hieraus jemals einen praktischen Nutzen zu ziehen? Gewiß, dieses Streben des Menschen beruht zuletzt doch wieder nur einerseits in der Erinnerung, daß er selbst — als der Schlusspunkt und, weil er diese cosmischen, vegetabilischen und animalischen Elemente alle zumal in sich beschloffen trägt, als die Krone der Schöpfung — ursprünglich eine viel klarere Erkenntniß derselben und eine größere Macht über sie besessen habe, und andererseits in der Hoffnung, durch die Anwendung der in ihm niedergelegten Geisteskräfte diese Erkenntniß und Macht wieder zu gewinnen; und wenn es der Naturwissenschaft gelungen ist, z. B. die Strahlen des Lichtes zu zwingen, daß sie dem undurchsichtigen Metalle die verschiedensten Bilder einzeichnen, oder durch Bewältigung der elektrischen und magnetischen Kräfte die Schranken der Zeit und des Raumes zu beseitigen, u. s. w., wie hätte sie das zu Stande gebracht, wenn nicht in der Erinnerung und Hoffnung auf die Wiederherstellung des ursprünglichen Verhältnisses, vermöge dessen der Mensch nicht die Erde im Schweiße des Angesichts zu bebauen, sondern die ganze Natur zu beherrschen die Bestimmung hatte?

Und wenn der Arzt die Krankheit beobachtet und die Ursache derselben zu ergründen sucht und nach den Heilmitteln forscht, wodurch das Uebel beseitiget oder doch gelindert werden mag: so ist allerdings der nächstliegende Zweck, der Menschheit nützlich zu seyn, aber die letzte Aufgabe ist doch auch hier keine andere, als durch Einsicht in das richtige Verhältniß der einzelnen Kräfte zu einander und durch Bewältigung der dem Organismus fremden Theile wenigstens nach Möglichkeit den ursprünglichen normalen Zustand wieder herzustellen.

Und wenn der Rechtsgelehrte zu ergründen sucht, was Herkommen und Gesetz gewesen bei den verschiedenen Völkern und er nun feststellt, was das Rechte sei in den mannigfachen Beziehungen und Verwicklungen, wie sie der Verkehr der Menschen unvermeidlich mit sich bringt: sollte diese Wissenschaft nur für diejenigen einen Werth haben, die entweder selbst in die Lage kommen, Recht suchen zu müssen oder die als Gesetzgeber, Richter und Beamte im praktischen Leben von dieser Kenntniß Gebrauch zu machen sich zum nächsten Berufe vorgefetzt? Ist nicht vielmehr auch hier, selbst nur die praktische Seite ins Auge gefaßt, die letzte Aufgabe, die Idee des Wahren, weil und wiefern sie durch die Schuld des Menschen getrübt worden, auf Erden wieder zur Geltung zu bringen? Oder sollten wir uns in der That nicht mehr zu der Erkenntniß emporzuschwingen vermögen, welche bereits in der griechischen Mythologie ausgesprochen ist, wenn daselbst behauptet wird, das Recht komme von oben, die *Aten* sei eine Tochter der *Oëus*, bei Zeus nämlich sei das Recht vorzugsweise, darum habe er sich vermählt mit der Themis, d. i. mit der göttlichen Gerechtigkeit, aus dieser Vermählung aber seien hervorgegangen *Aten*, *Εὐνομία* und *Ειρήνη*, der Brauch, der Zustand, wo das Recht gilt, und der Friede als Schwester des rechtlichen Zustandes, und die Könige, als die Lieblinge des Zeus, haben in ihm den Ausgang ihrer Macht und mit ihr auch des Rechtes und deshalb liege ihnen ob, die *Oëus* und die *Aten*, das Gottesrecht und des-

fen Tochter das bürgerliche Recht auf Erden zu schützen, zu verbreiten und zu vertheidigen?

Noch klarer und bestimmter tritt dieses Ziel bei der Wissenschaft der göttlichen Dinge, bei der Theologie und Philosophie hervor. Doch wozu das im Einzelnen aufzählen?

Wenn die Aufgabe der Wissenschaft nur darin bestünde, Nutzen zu bringen, dann haben gerade die geistreichsten Männer ihre Aufgabe am wenigsten gelöst, da ihre Forschungen scheinbar wenigstens häufig gar keine Früchte trugen oder diese doch in der Regel nicht von ihnen selbst, sondern erst von anderen gepflückt wurden; dann haben überhaupt diejenigen Wissenschaften, welche sich nicht zunächst mit der Natur und dem Menschen, sondern mit dem Unendlichen beschäftigen, entweder gar keinen oder doch nur einen sehr untergeordneten Werth; eine Ansicht, die sich zwar in der Wirklichkeit bei Vielen Geltung zu verschaffen wußte, welche jedoch, im Ernste zu behaupten, noch Niemand gewagt hat.

Der Nutzen ist jedoch nicht der einzige Maßstab, der bei der Frage nach dem Zwecke der Wissenschaft angelegt wird. Viel lebhafter noch wird der anderen Behauptung beige stimmt, als sei die Wissenschaft um ihrer selbst willen da, und diejenigen, die also sprechen, glauben sogar, wie dieß in ähnlicher Weise bei derselben Behauptung in Bezug auf die Kunst der Fall ist, hiemit die Würde und Bedeutsamkeit der Wissenschaft in ganz besonderer Weise hervorzuheben. Allein, wenn gleich Niemand verlangen wird, daß der Anatom bei jeder Untersuchung, die er anstellt, eingedenk sei, wie er zwar zerlegen könne, wie aber kein Machtspruch der Intelligenz den befehlenden Lebensodem zurückzurufen vermöge; wenn gleich billiger Weise nicht erwartet werden kann, daß der Chemiker sich stets erinnere, wie ein Strahl der schaffenden, belebenden Gotteskraft hineinbligte und die Kohle wurde zum Demant, und der Thon zum Rubin und der Kiesel zum

Karneol; wenn gleich der Rechtsgelehrte nicht in jedem einzelnen Falle jene Erinnerung und Hoffnung, die wir als das letzte Ziel wie der Kunst so der Wissenschaft bezeichnen müssen, sich vergegenwärtigen kann; wenn es gleich dem Philosophen zuweilen begegnen mag, daß er seinem geistigen Auge die Kraft zutraut, aus sich selbst das Göttliche zu erkennen, obwohl ihn die tägliche Erfahrung lehrt, daß sein leibliches Auge von der Sonne, wenn diese nicht auf ihn wirkt, nichts vernimmt: so darf doch die Wissenschaft, nachdem an ihr die erste Versuchung vorübergegangen, als ob der Mensch nur allein vom Brode lebte, nicht auf die Zinnen des Heiligthums und auf den Gipfel des Berges gestellt werden, damit sie im Hochmuth sich selbst herabstürze oder gleich einem Götzenbilde sich anbeten lasse. Hiermit werden Würde und Bedeutsamkeit der Wissenschaft nicht erhöht, sondern umgekehrt ihr geradezu die Lebensnerven abgeschnitten, denn was sich selber genügt und in vermeintlicher Vollkommenheit sich selber anbetet, ist einer weiteren Entfaltung nicht mehr fähig.

Wir dürfen daher ohne Bedenken behaupten: wie die Aufgabe der Kunst, so ist die Aufgabe der Wissenschaft die Darstellung ewiger Ideen, dort des Schönen, hier des Wahren, dort durch die Phantasie, hier durch die Intelligenz. Wir dürfen geradezu aussprechen: wie der Künstler in göttlicher Begeisterung ein himmlisches Bild, das sich ihm in der dunklen Erinnerung an die ursprüngliche und in der lebendigen Hoffnung auf die wieder zu gewinnende Schönheit und Harmonie vor Augen stellt, mit dem Scheine des Endlichen umkleidet: so sucht in ähnlicher Weise die Wissenschaft, in dem Hinblick auf die ursprüngliche und in der Hoffnung auf die wieder zu gewinnende klarere Erkenntniß des Grundes und Zusammenhanges aller Dinge das Reich der Wahrheit schon hienieden, so weit sie erfaßt werden kann, zur Anschauung zu bringen. Auch die Wahrheit stammt aus einer höheren, himmlischen Region, auch die Wissenschaft ist wie die Kunst traditionell und prophetisch zugleich; und wenn der Priester der Wahrheit, von ihrem Lichtglanze erfüllt und begeistert, sich freiwillig gezwungen fühlt, ihr, der Himmelstoch-

ter, seinen ritterlichen Dienst zu weihen, so ist auch dieser Dienst, wie der ihrer Schwester, der Schönheit, gewidmete, in gewissem Sinne selber nichts anderes als ein Gottesdienst, denn von Gott rührt es her, sagt Pindar, wenn der Mann immerdar blüht an weiser Gesinnung, *ἐκ Θεοῦ δ' ἀνήρ σοφῆς ἀνθεῖ ἔσσει προπίδουσαν.*

Ähnliches hat in seiner Weise bereits Plato ausgesprochen, wenn er z. B. im Menon sagt: „das Suchen und Lernen ist ganz und gar Erinnerung“ *τὸ γὰρ ζητεῖν ἔρα καὶ τὸ μάθάνειν ἀνάμνησις ὅλον ἐστίν* und abermal im Phädon: „das Lernen sei für uns nichts anderes als eine Erinnerung“ *ὅτι ἡμῖν ἢ μάθησις οὐ ἄλλο τι ἢ ἀνάμνησις τυγχάνει οὐσα*, ausführlicher aber im Phädrus schreibt: „der Mensch muß die Wahrheit (*ἀλήθεια*) begreifen nach dem was wir Idee nennen (*κατ' εἶδος λεγόμενον*), was aus vielen Wahrnehmungen hervorgehend durch die Vernunft (*λογισμῶν*) in Eins zusammengefaßt wird. Dieses aber ist Erinnerung (*ἀνάμνησις*) an jenes was einst unsere Seele geschaut hat (*εἶδεν*) als sie mit einem Gotte herumwandelte und das über sah, was wir jetzt für Wirklichkeit halten . . . Daher wird auch allein des Philosophen Seele befiedert, denn sie ist stets nach Kräften in der Erinnerung bei jenem, wobei die Gottheit seiend eben deshalb göttlich ist. Ein Mann nun, der solche Erinnerungen richtig gebraucht, stets mit vollkommenen Weisungen geweiht ist, wird allein wahrhaft vollkommen. Zudem er sich aber von den menschlichen Bestrebungen trennt und mit dem Göttlichen beschäftigt ist, wird er von der Menge getadelt als ein Verrückter, daß er aber des Göttlichen voll sei, entgeht der Menge.“

Was hier Plato von der Wissenschaft, dasselbe sagt er von der Kunst, wenn er behauptet: „die größten Güter werden uns zu Theil durch Wahnsinn, jedoch nur durch denjenigen, welcher durch ein göttliches Geschenk verliehen wird“ *νῦν δὲ τὰ μέγιστα τῶν ἀγαθῶν ἡμῖν γίγνεται διὰ μανίας, θεῖα μὲντοι δόσει διδομένης*, und sodann hin-

zufügt: „wer ohne diesen göttlichen Wahnsinn (*ἀνεὶ ματίας Μουσοῦ*) sich den Vorhallen der Dichtkunst nähert, in der Meinung, er könne durch Kunst *ἐκ τέχνης* ein tüchtiger Dichter werden, der ist ungeweiht und seine, als eines Besonnenen, Dichtung wird von der des Wahnsinnigen verdunkelt.“

Mit größerer Bestimmtheit, als es hier geschehen ist, kann kaum mehr ausgesprochen werden, daß die Begeisterung, wodurch allein der Künstler und der Weise ein Bild des Schönen und Wahren in einem Abbilde wieder zu geben vermögen, nur durch ein göttliches Geschenk verliehen werde.

Was aber die andere Frage nach der letzten Aufgabe der Wissenschaft und Kunst anbelangt, auf deren Lösung die Platonische *ἐνέκμνησις* nur theilweise hindeutet: so hat sie bereits der Psalmist beantwortet, wenn er nicht nur gleich Pindar und anderen Sängern und Weisen mit dem Gebete um jenes „göttliche Geschenk“ beginnt, sondern in unmittelbarer Verbindung hiemit von einer zweiten Schöpfung und einer Wieder-*Er-*neuerung des Antlitzes der Erde redet, indem er ausruft:

Emitte spiritum tuum et creabuntur et renovabis faciem terrae.

Diese Aufgabe ist es denn auch, welche die Hochschulen — um wieder auf das zurückzukommen, wovon wir ausgegangen sind — von Anfang an als die ihrige betrachteten; dieses ist das Ziel, dem die Universitäten ihre Gründung, ihre Durchbildung und ihre Blüthe zu verdanken haben.

Nicht das erscheint als das Charakteristische an den Hochschulen, daß sie die Träger und Pfleger der Wissenschaft geworden sind; was ihnen eine so große Bedeutung gab und einen so wichtigen Einfluß verschaffte, war vielmehr ihr Charakter der Katholizität, d. h. daß sie ebenso einerseits die Wissenschaft zum Gemeingute aller Nationen zu machen, wie

andrerseits das ganze Gebiet des Wissens in ihren Bereich zu ziehen alle Kräfte aufboten.

Die Hochschule war von Anfang an eine Universitas scholarium d. i. ein Verein, der alle Nationen und Landsmannschaften in seinen Kreis hereinzog und aus denselben, ihrer Gegensätze und Unterschiede ohne Achtet, ein organisch gegliedertes Ganze gestaltete; die Hochschule wurde aber auch frühzeitig eine Universitas scientiarum oder eine hohe „gemeine“ Schule, d. i. ein Verein, der die Erforschung und Prüfung aller Zweige der Wissenschaft, die Erkenntniß aller göttlichen und natürlichen Dinge sich zur nächsten Aufgabe setzte. Was ihr aber diesen Charakter der Katholicität ausdrückte, was allein im Stande war, ebenso die verschiedenen Gegensätze und Unterschiede der Nationen, wie die mannigfachen Verästelungen und Verzweigungen des Wissens mit Einem gemeinsamen Bande zu umschlingen, war jener Hinblick auf die erwähnte letzte Aufgabe der Kunst und Wissenschaft, die Erinnerung an die ursprüngliche Schönheit und Harmonie und an die ursprüngliche Erkenntniß des Grundes und Zusammenhanges aller Dinge und die Sehnsucht nach der „Wieder-Erneuerung des Antlitzes der Erde.“

Es wäre ein Leichtes, die Geschichte zur Seite, nachzuweisen, wie dieses Ziel es gewesen, nach welchem die ersten Gründer der Hochschulen ihr Auge richteten; es würde nicht schwer halten darzulegen, wie an diesem hellleuchtenden Sterne die Begeisterung der trefflichsten Lehrer sich entzündete und zwar in dem Maaße, daß die Scholaren, die sich zu ihren Füßen setzten, nicht mehr nach Hunderten, nicht mehr nach Tausenden, sondern nach Zehntausenden gezählt wurden; es wäre eine nicht undankbare Aufgabe, weiter zu entwickeln, wie die ganze Organisation der Hochschulen bis herab in die einzelnsten Gebräuche, obgleich sie in so mannigfacher und selbst entgegengesetzter Weise sich entfaltete, dennoch aus diesem Einem Zielpunkte sich herlettete; allein das würde zu weit führen und die Grenzen der uns zugemessenen Zeit viel zu sehr überschreiten.

Genug, auch unsere alma mater, die Universitas Ludovico - Maximiliana, nach fast vierhundertjährigem Bestehen der bedeutendsten eine in ganz Deutschland, auch sie hat demselben Geiste ihr Entstehen und ihre weitere Entwicklung zu verdanken.

Wenn ihr erlauchter Gründer, Herzog Ludwig, in dem Stiftungsbriefe erklärt: „Wir stiften und ordnen ain hohe Gemain würdig und gefreyet Universität und Schuel also das man nw fürbas ewigklich daselbst lesen, leren und lernen solle all göttlich erlawbt und gewondlich Kunst, von natürlichen Wesen und guten Syten, von christlichen und weltlichen Rechten, von der Ertzney und den freyen Künsten,“ so ist hiemit gleich von Anfang an ausgesprochen, daß diese Hochschule alle Zweige des Wissens umfassen soll.

Wenn sodann „die Studenten all und ir yeglicher, auch ir diener, die sy wesentlich bey ine haben, so sy von studirens wegen gein Ingolstadt und widerumb von dannen ziehen“ verschiedene Rechte und Freiheiten erhalten und namentlich die Absicht ausgesprochen wird, es sollten „auch die so von nider Geburt herkommen, zu hohen Wirden und Stand gefurdert werden“, so erklärt hiemit Herzog Ludwig, daß er wohl erkannt habe, wie der Zutritt zum Heiligthume der Wissenschaft Allen, die hiezu Beruf in sich fühlen, gleichviel welcher Nation sie angehören, gleichviel ob von hoher oder niederer Herkunft, ob arm oder reich, offen stehen müsse.

Daß aber dieser edle Fürst zu gleicher Zeit von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß die verschiedenen Zweige des Wissens sowohl wie die mannigfachen Gegensätze der Scholaren einen belebenden Einigungspunkt nur in einem höheren Principe zu gewinnen vermögen, hat er selbst unumwunden ausgesprochen, wenn er als Beweggrund seiner Stiftung die Betrachtung angibt: „das under andern Säligkeiten, die di Menschen

in disem vergengklichen Leben aus Genaden des allmechtigen Gottes erraichen mögen, Lere und Kunst nicht die mynst, sonder der merklichisten und vorderisten aine zu achten ist“ und dann nochmal wiederholt: „Darumb Got dem allmechtigen zu Lob, der Kristenheit zur Besterkung, allen gelaubigen Menschen zu gut, gemeinem Nutz und dem Rechten zur Furderung, auch unser Vorvordern, unser, unsern Erben und Nachkommen Sele zu Trost, so haben wir ain hohe Gemain wirdig und gefreyet Universitet und Schuel in unser Stat Ingolstadt fürgenomen, geordnet und gestift.“

Es liegt nun an uns, den Doctoren und Scholaren, den älteren und jüngeren Bürgern der von Herzog Ludwig gestifteten Hochschule, daß wir an der Lösung der an uns gestellten Aufgabe im Geiste des Stifters und im Hinblick auf das letzte Ziel der Kunst und Wissenschaft mitwirken, alle miteinander und jeder nach seinen Kräften. Hiezu gehört allerdings entschiedener Ernst und vor allem männliche Ausdauer, denn „der verständige Landmann säet den Samen, an dem ihm gelegen ist und von dem er Früchte will, nicht in ein Adonisgärtchen, um sich zu freuen, wenn er ihn in acht Tagen schon in die Höhe wachsen sieht, sondern legt ihn nach der Vorschrift der Ackerbaukunst in den gehörigen Boden und ist zufrieden, wenn das, was er gesäet, in acht Monaten zur Reife gelangt“; aber das Ziel, das wir anzustreben haben, ist ein erhabenes, und des Ernstes und der Ausdauer wohl werth, denn fürwahr: „under andern Säligkeiten, die di Menschen in disem vergengklichem Leben aus Genaden des allmechtigen Gottes erraichen mögen, ist Lere und Kunst der merklichisten und vorderisten aine zu achten.“